

Briefe an eine moderne Frau

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 20

PDF erstellt am: **24.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

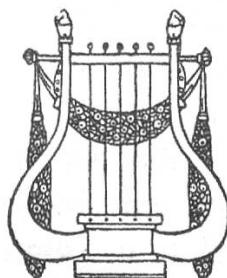
Geigenpiel.

In Ichlummerleifen,
Schwermüt'gen Weifen
Singt fernes Geigenpiel.

Singt durch die blaue Nacht,
Die unbemerkt und lacht
Mir in das Zimmer fiel.

Es lingt ein traurig Lied,
Das ich zu gut versteh,
Weil mir das Herz so müd
Vor tiefem, Ichwerem Weh.

O. Reizel.



Briefe an eine moderne Frau.

Von F. D. Schmid.



IV.

Werehrte Freundin! Ihr Brief hat mich sehr nachdenklich gestimmt, nicht nur wegen der religiösen Gewissensfrage, auf die ich später zurückkomme. Sie finden, daß schwermütige Zustände und melancholische Unterströmungen des Bewußtseins ihre Ursache oft in der zu eifrigen Beschäftigung mit pessimistischen Autoren wie Jens, Peter Jakobsen, Ibsen, Strindberg, den Jungwienern u. a. haben. Daß durch das Wiedererkennen eigener seelischer Depressionszustände bei diesen Schriftstellern und durch deren mehr oder weniger ausgesprochene Verneinung einer harmonischen und glücklichen Lebensmöglichkeit die eigene melancholische

Veranlagung direkt groß gezüchtet werde. Zuletzt gefalle man sich sogar darin, solche Stimmungen zu „hätischeln“ und komme sich wohl gar noch interessant dabei vor.

Ich glaube, es liegt ein Teil Wahrheit in Ihrer Behauptung, aber nur ein Teil. Denn die Erfahrung lehrt, daß wir uns in der Regel von dem angezogen fühlen, was wir nicht selbst in uns haben. Les extrêmes se touchent. Interessant ist mir in dieser Beziehung eine Äußerung Arthur Schnitzlers, den ich nicht nur als Dichter, sondern auch als Menschen hoch schätzen gelernt habe. Ihm, dem großartigen Deuter und Schilderer feinsten psychologischen Zustände und Stimmungen, die erst in den letzten Enden der Nervenfasern fühlbar werden, dem Nervenmenschen par excellence, wie ihn nur eine aufs höchste gesteigerte Großstadtkultur hervorzubringen vermag, imponiert sehr stark Spitteler's „Konrad der Leutnant“. Es ist wohl das Bodenständige, Kräftige, das seelisch Robuste und objektiv Ruhige des Spitteler'schen Werkes, was Schnitzler daran so anzieht, weil er vielleicht das weniger in sich hat, als wir Schweizer mit unserem manchmal nur zu starken Rest von Erden schwere, unserer seelischen Bärenstarkigkeit und dem dickfädigen Nervensystem. Das erklärt es auch, weshalb unsere bodenständigsten und ursprünglichsten Dichter überall anderswo eher anerkannt und gelesen wurden und noch werden als bei uns in der Schweiz, wo man sich mit ihnen erst dann zu beschäftigen beginnt, wenn sie im Ausland bereits abgestempelte Größen sind. Ich erinnere an Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und soweit sie hier in Frage kommen, an Karl Spitteler, Fritz Marti, M. Vienert u. a. Von den Surrogatheimatdichtern und Romankonfektionären, die sich immer mit sich selbst multiplizieren und es nur aus diesem Grunde fertig bringen, alle Jahre ein bis zwei Bände auf den Markt zu werfen, erlauben Sie mir wohl zu schweigen, trotzdem sie „in der Mode“ sind.

Sie sehen also, daß melancholische Stimmungen zum kleinsten Teil ihre Ursache in dunkel gefärbter Lektüre haben. Die Gründe wurzeln wohl tiefer. „Tag und Nacht, Winter und Sommer ist es in mir, dieses sehrende Heimweh nach dem Meer“, sagt Ellida Wangel im schönsten und seltsamsten Drama des großen Norwegers. Die einen haben eine unauslöschliche Sehnsucht nach dem Meer, die andern nach etwas — anderem. Es gibt ja wohl in jedem ernststen Menschenleben Dinge, die sich nicht daraus fortschaffen lassen, Risse und Wunden, die sich nie ganz schließen, Hoffnungen und Ziele, die wir nie erreichen, und nach denen unsere Sehnsucht doch nicht lassen kann, die Arme auszubreiten und den vergeblichen Flug zu wagen. Aber vielleicht ist es gut so, vielleicht gibt gerade dies dem Leben Fülle, Farbe und Reiz, und es ist wohl möglich, daß das beste Teil am Menschen seine Sehnsucht ist: Weil sie ihn an-

treibt, nicht in satter und geisttötender Gleichgültigkeit zu verharren, sondern stets nach Höherem zu streben, und weil sie daneben durch die daraus resultierenden innern Kämpfe oft die schönsten Blüten und Früchte zeitigt. Schon Heine sagte ja, daß er aus seinen großen Schmerzen seine kleinen Lieder mache, und noch schöner drückt sich Hermann Hesse, der als Lyriker immer noch zu wenig Gewürdigte, aus:

Das sind die Stunden, die wir nicht begreifen!
Sie beugen uns in Todestiefen nieder
Und löschen aus, was wir von Trost gewußt,
Sie reißen uns geheimgehaltne Lieder
Mit blutend wunden Wurzeln aus der Brust.

Und doch sind das die Stunden, deren Last
Uns Stille lehrt und innerlichste Rast
Und die zu Weisen uns und Dichtern reifen.

Ein Leben, dem jeder Wunsch restlos erfüllt ist, in dem es keine Sehnsucht und keine Kämpfe mehr gibt, ist wohl überhaupt nicht mehr wert gelebt zu werden. Sind Sie nicht auch dieser Meinung?

Doch nun zu Ihrer Hauptfrage.

Ich soll Ihnen raten helfen, ob man einem Kinde den Glauben an die Bibel lassen soll, wenn man selbst nur mehr halb daran glaubt. Nur mehr halb! Ich glaube, da liegt's. Weiter kommen wir ja nicht. „Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk.“ War's schon vor der ersten Korintherepistel des Paulus und wird's in alle Ewigkeit sein. Das hat ja den Tatmenschen Faust dem Teufel in die Arme getrieben, daß der Mensch von den letzten Dingen nichts zu wissen vermag. Wir mögen uns aufbäumen wie wir wollen, wir kommen doch nicht über das Irdische hinaus. Unser Erkenntnisvermögen reicht bis glatt an den Himmel, aber nicht hinein. Keine Tore tun sich auf, keine Schleier fallen, als ewig unergründliches Rätsel liegt sie vor uns, die blaue Unendlichkeit mit ihren wirklichen und geträumten Wundern, Lichtern und Sternen.

Wer dürfte sich daher vermessen, bestimmte Behauptungen aufzustellen über Dinge, die nie ein irdisches Auge sah, die nie in einem menschlichen Gehirn feste Form und Gestalt gewonnen haben? Lassen Sie daher das Kind nur an die Bibel glauben, so lange Sie ihm nichts Besseres für das bieten können, was Sie ihm wegnehmen wollen. Gar leicht könnte es sonst geschehen, daß Sie ihm statt Brot Steine reichen. Götter zu entthronen war ja von jeher eine gefährliche Sache, wie der Fall Kronos beweist.

Kommt das Kind dann in die Jahre, wo der denkende Mensch sich eine eigene Weltanschauung zurecht zu machen beginnt und jugendliche Zweifelsucht an allem rüttelt, was uns früher schön und heilig

war, wenn die Kämpfe sich einstellen, die ein junges Herz manchmal fast zu erdrücken drohen und die Sie dem Kinde eben ersparen wollen: lassen Sie es sich durch diese Dinge nur selbst durchbeißen. Denn glauben Sie mir, nichts vertieft und verinnerlicht einen Menschen so als solche Kämpfe. Bleibt ihm der Glaube nicht, sucht es seinen Himmel und seine Seligkeit auf etwas weniger erdenentrückter Höhe, dann gut, dann ist das sein eigener Wille, der ja nach dem Sprichwort an und für sich schon ein Himmelreich bedeutet. Bleibt ihm der Glaube, um so besser. Aber vorgreifen soll man diesen Dingen nicht, wenigstens nicht in verneinendem Sinne. Eben weil man nie weiß, was man wegnimmt und der Ersatz in der Regel eine noch fragwürdigere Gestalt hat als des armen Dänenkönigs armer Geist. Und seien wir doch ehrlich: War es nicht eine wunderschöne Zeit, als wir noch unsern treuen, reinen Kinderglauben hatten und ehrfürchtig von der Erde in den Himmel blickten, wo Gottvater auf goldenem Throne saß, während weiße Engelscharen ihn singend und lobpreisend umschwebten? Welch mystische Schauer hat er nicht in unserer Seele geweckt, der große zürnende Gott des alten Testaments, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied und scheidet am Tage des Gerichts die Gerechten von den Ungerechten! Wie war da die Welt so groß und geheimnisvoll und voller Ahnungen und Wunder! Und wer gibt mir denn die Zeiten wieder, wo ich mit gläubigem Kindersinn am blauen See von Genesareth zu den Füßen des großen Galiläers saß und auf Weisheiten lauschte, die ich nun längst vergessen habe. „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen.“ Zeigt mir in der ganzen Weltgeschichte den Mann so rührend wie er, so mild wie er und so voll Großmut und Liebe wie er. Wer hatte in und außerhalb Israels einen so wunderbaren Glauben an die Menschheit, daß er sich für sie ans Kreuz schlagen ließ? War es nicht schön, an einen solchen Mann mit ganzem Herzen zu glauben? Und war es dann nicht traurig, als die Zeit der Zweifel und Kämpfe kam, und wir blutenden Herzens Stück um Stück unseres schönen, reinen Kinderglaubens dahinschwimmen sahen, bis wir zuletzt dem öden Nichts gegenüberstanden? Waren wir etwa reicher geworden dadurch? Nein, aber viel ärmer, ach, so arm und traurig und phantasielos wie eine ausgebrannte Kirche. Bis sich dann später doch wieder die Erkenntnis durchrang, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Daß hoch über uns armen und gebrechlichen Menschlein ein Wille ist, dem wir alle untertan sind und vor dem unsere Seele sich erschauernd beugt, wenn er in Sturm und Gewitter, in Wolken und ewigen Sternen an uns vorüberzieht. Gott, wenn Sie wollen. Am Namen hängt's ja nicht. „Name ist Schall und Rauch, umnebelnd

Himmelsglut.“ Gewiß, man ist freier geworden, man klebt nicht mehr sklavisch am Dogma, aber man hat doch wieder etwas an Stelle einer trostlosen Leere.

Ich weiß, daß viele, und darunter nicht die schlechtesten Köpfe, die Behauptung aufstellen, der Mensch brauche überhaupt keinen andern Glauben, als den an sich selbst. Nur vergessen dabei die klugen Leute, daß sie sich stets selbst als Maßstab für die Menschheit setzen, daß es aber große und kleine Kinder und Einfältige im Geiste gibt wie Sand am Meer, die unbedingt einen sittlichen Halt im Leben brauchen, sollen sie nicht zu oft straucheln. Und dann ist es ja so leicht, sich selbst zum Gott zu träumen, von sich ein Bildnis oder Gleichnis zu machen, es auf einen hohen Sockel hinaufzulügen, und vor dieser schönen Lüge auf den Knien zu liegen in dem erhabenen Gedanken: Schau, das bist du selbst! Himmel, was für ein Kerl mit all deinen göttlichen Qualitäten! So furchtbar leicht ist das! Und ach, so furchtbar schwer, Gott zu sein, weil das Menschliche, Allzumenschliche so stark ist in uns und gar zu oft Stunden kommen, wo uns vor unserer Gottähnlichkeit bange wird. Wo wir den Götzen wieder von seinem Piedestal herunternehmen, in einen Winkel stellen und froh sind, wieder Steuerzahler des Alltags, Bürger der Gewohnheit zu werden und daran denken, mit den Töchtern des Landes glücklich zu werden, statt in feierlich komischer Majestät über ihnen zu thronen. Was bleibt dem Menschen, dieser „Quintessenz von Staube“, anderes übrig?

Wenn ich daher die mit muskelstarkem Pathos in die Welt hinausgeschrienen kulturkämpferischen Worte höre und die faustdick unterstrichenen Überzeugungen, so überschleicht mich immer das fatale Gefühl des Wiedererkennens dessen, was schon zu oft da war unter der Sonne. Ich muß dann an alle die großen Atheisten und großen Verneiner denken, die das gleiche taten, so lange — ja eben so lange Leib und Geist aufrecht standen und die Konsequenz so billig war, weil die böse Anfechtung gerade anderswo zu tun hatte, eine Tugend zu Fall zu bringen. Wenn aber das Schicksal mit finsterem Gesicht an sie herantrat, wenn sie das geliebte Weib oder das Kind in den letzten Atemzügen aufröcheln sahen und nicht helfen konnten, oder wenn rasende Schmerzen das eigene sterbliche Gebein folterten, dann vergaßen selbst so arge Spötter wie Heinrich Heine in den schlimmsten Momenten den malerischen Faltenwurf ihrer Überzeugung, der ihnen sonst so gut gestanden, und in Verzweiflung schrien sie wieder auf zu dem Gott ihrer Kindheit, der seine Sonne läßt scheinen über Gerechte und Ungerechte.

* * *

Wien steht zurzeit im Zeichen der Feste. Nach dem Besuch des deutschen Kaisers, der die ganze Stadt auf die Beine brachte, folgte die

große Wpernfeier zur Erinnerung an den Sieg, den der tapfere Erzherzog Karl vor hundert Jahren über den korsischen Eroberer erfocht. Und schon stehen wieder eine Menge anderer Festlichkeiten auf dem Programm. Ein leichtlebigen Volk, diese Wiener, und nicht umsonst hat Schiller auf sie das bekannte Distichon gemünzt:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.“

Und doch, man muß sie gern haben, diese gutherzigen, fröhlichen und lebenswürdigen Menschen, und manchmal möchte man fast wünschen, etwas mehr selbst so zu sein wie sie, möchte den allzu großen Ballast von Erden schwere und langweiliger Solidität abschütteln und unbekümmert um den ganzen Krempel von Wissen, Prinzipien und braver Korrektheit sorgenlos in die Zukunft hineinjauchzen. Leider geht das nicht so leicht wie man sich's denkt, da wir nun einmal aus unserer Haut nicht heraus können.

Das Leben, das mit dem Frühling im Prater drunten eingezogen ist, zeigt die Donaustadt von einer ganz neuen einzigartigen Seite. Man könnte fast glauben, daß der Wiener überhaupt nicht mehr nach Hause geht, und das wäre auch begreiflich. Unter den prachtvollen grünen Laubdächern vergißt man fast gänzlich an Kunstrevuen und Theater zu denken, die ihre Pforten übrigens bald schließen werden. Nur die sogenannte moderne Operette grassiert fröhlich weiter. Ich wollte mich lezt hin überzeugen, ob sie in neuester Zeit etwas besser geworden sei und statt im Burgtheater im schwarzen Blut einer männermordenden Tragödie zu schwimmen, ging ich ins Karl-Theater, wo „Die geschiedene Frau“ zum so und so viel hundertstenmal aufgeführt wurde. Schön war's nicht. Es ist unglaublich, wie wenig Witz und wenig Talent dazu gehört, ein solches Ding zu verfassen, aber ebenso unglaublich ist der Geschmack dieses Operettenpublikums. Einige zusammengest — ellte banale Melodien, einige möglichst eindeutige Zweideutigkeiten, sehr viel Trikots und durchbrochene Strümpfe: „So wird der beste Trank gebraut, der alle Welt erquickt und auferbaut!“ In der „geschiedenen Frau“ spielt eine Sängerin die Hauptrolle, die vor etlichen Jahrzehnten einmal jung war, eine total ausgesungene Stimme und die Reize einer etwas ins Dicke geratenen Köchin hat. Ihr ganzes Verdienst ist, daß sie mit diesen Reizen nicht geizt, wobei das Publikum jedesmal vor Vergnügen kreischt. Ich habe hier die Entdeckung gemacht, daß, je fader der Witz und je dünner die Musik, die Laszioität und die wadenstarken Trikots mit dem Quadrat der Geschwindigkeit zunehmen. Das Rezept gab die „Lustige Witwe“ an, von der ein witziger Kopf behauptete, daß sie bald zu einer lästigen Witwe wurde, die man aber immerhin noch hören könnte. Dann folgten „Walzertraum“, „Dollarprinzessin“, „Die

geschiedene Frau“, wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen, jedes neue Produkt wieder eine Stufe tiefer als das vorhergehende. Das „gebildete“ Publikum will doch was haben für sein Geld! Aber man sollte es doch nicht glauben, daß dies, um nur bei der Gattung zu bleiben, in der Stadt eines Johann Strauß und eines Lanner, in der Stadt, wo eine „Fledermaus“, ein „Zigeunerbaron“ u. a. geschaffen wurden, möglich wäre.

Nun könnte ich Ihnen noch etwas von den berühmten Wiener Nachtkaffees erzählen, die man ja auch gesehen haben muß. Aber ich muß sagen, viel Interessantes habe ich darin nicht gefunden. Eine Zigeuner- und eine Wienerkapelle, die einander stetsfort ablösen, einige langweilige Kellner und noch langweiligere Gäste, daneben sehr viel jener stark geschminkten Unglücklichen, bei denen man einmal ausnahmsweise nicht sagen kann, „cherchez la femme“, sondern „cherchez l'homme!“ Wer wirft den ersten Stein auf sie? Jeder, der einen gesunden Leib und fünf gerade Sinne hat, weiß ja zu genau, wie gefährlich ein gewisser Dunstkreis, wenn das Tier in uns erwacht und in brüllendem Hunger durch die Lande streicht. Das ist nichts als natürlich, und ich finde es weit besser und ehrenhafter, sich an die Zöllner- und Sünderbrust zu schlagen, als mit Pharisäermiene zur Seite zu stehen und mit verlogener Pathos das „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene andern“, zu deklamieren. Doch, ich will aufhören, ich fürchte sonst, es könnten auf Ihrer schönen weißen Stirne einige Falten entstehen. Ich weiß ja, daß Ihnen das Wort des Publius Terentius Afer, dem nichts Menschliches fremd war, sehr wohl bekannt ist. Aber das Menschliche ist, wie der Stoff, aus dem wir gemacht sind, manchmal etwas schmutzig. —

Ich verbleibe, wie immer, mit vielen Grüßen der Ihrige.

